

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald. Verantwortl. Redakteur G. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 29. August 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung.)

„Paula schrieb diese Karte an Sie und nannte den Ort, wo sie hingefahren. Ich sollte nicht aufmachen und wenn man noch so lange kütten würde. Bitte, fahren Sie nur nach Waldsee, verrathen Sie aber ja nicht, wie gedankenlos ich die Thüre gesperret und daß ich Klavier gespielt und gar, daß — daß Sie mich gesprochen haben.“

Sie senkte bei den letzten Worten erglühend ihr Haupt, indem die Hände sich bittend falteten.

„Ach, welch' schwere Sünderin Sie sind,“ neckte er halb im Scherz, indes Nührung durch seine Stimme zitterte. „Wie viel Vergehen haben Sie begangen, eines immer größer als das andere und das allerschlimmste ist wohl das, — daß Sie mich gesprochen haben, daß ich den Schatz entdeckt, den man so lange neidisch verborgen hat. Denn glauben Sie denn wirklich,“ fuhr er glühend fort, „daß ich jetzt noch mit Fräulein Paula Klavier stümpfern könnte, denn anders kann man wohl diese vierhändige Geduldprobe nicht nennen, daß ich hier im Zimmer gemüthlich plaudern könnte, wenn ich wüßte, daß sich draußen in der Küche das süßeste Aschenbrödel müht und plagt, ohne daß eine gütige Fee voll holder Märchenpoesie ihm Tauben sendet.“

„Doch, doch,“ lachte sie unter Thränen, „die Tauben kommen doch, wenn auch in moderner Gestalt. Durch die leise geöffnete Thür dringt ja Ihre schöne Stimme, wenn Sie singen und wenn Sie Gedichte vorlesen. Da fliegt die Arbeit und mit ihr verwandelt sich alle Poesie meines Lebens in das schönste, lieblichste Märchen.“ Sie hielt erschrocken inne und fügte rasch hinzu: „Jetzt ist es aber die höchste Zeit, wenn Sie nach Waldsee wollen!“

„Ich will nichts, als das holde Märchen weiter-spinnen,“ flüsterte er innig, „und dazu gehört nichts, als daß Sie zu erzählen begimmen.“

Er reichte ihr die Hand und geleitete sie nach dem Familienthron, dem Sopha, indem er selbst auf einem Stuhle Platz nahm.

„Es war einmal,“ sagte er weich, „so beginnen ja alle Märchen, und das Schicksal meines armen Aschenbrödels wird genau so rein und traurig sein, als all' diese trauten Kinder-geschichten, eine elternlose Waise, nicht wahr, der Barmherzigkeit niederer Seelen preisgegeben?“

Sie nickte gramvoll und doch war es ihr, als hätte sie ein Zauber umspinnen, als wäre plötzlich etwas in ihr aufgewacht, für das sie keinen Namen, keine Worte fand.

„Bitte,“ flüsterte er, „mein liebes Fräulein, lassen Sie mich Ihre Geschichte hören; ich verspreche Ihnen, diesen schönsten Nach-

mittag meines Lebens wie ein heiliges Geheimniß in meiner Erinnerung zu bewahren, allein ich weiß ja gar nichts von Ihnen und ich fühle so herzlich, aufrichtiges Mitgefühl. Bitte, erzählen Sie mir die Geschichte Ihres kurzen Lebens, Sie sollen ja nur, da Sie mir gänzlich fremd, den Anfang machen, dann will ich Ihnen auch von mir alles erzählen, was Sie nur irgend zu wissen wünschen, also, es war einmal —“

„Es war einmal,“ begann Maud.

Da riß es gewaltig draußen an der Glocke. Die jungen Leute, so jäh aus ihrem schwärmerischen Geplauder aufgeschreckt, sprangen auf und sahen sich erschrocken in das Auge.

„Barmherziger Gott,“ stöhnte Maud, „wo war ich nur, nicht daran zu denken, daß jemand kommen könnte. Am Ende sind es schon meine Verwandten, die zurückkehren.“

„Man befahl Ihnen, nicht aufzumachen,“ sagte er schnell gefaßt, „ich will horchen, wer es ist.“

„Um Gotteswillen nicht, wenn man Sie hört,“ flüsterte sie angstvoll.

„Nur ruhig,“ entgegnete er, „schließlich, was liegt daran. Wenn es nicht anders geht, so sagen wir die Wahrheit; mein ist die Schuld, ich hätte nicht hereingehen sollen!“

„Nein, nein, ich bin schuld, ich hätte nicht so leichtsinnig zuschließen sollen,“ stammelte sie erregt.

Er faßte ihre zitternden Hände. „Glauben Sie, ich gäbe diese Stunde wieder heraus aus meinem Leben und wenn da draußen die ganze Welt versammelt wäre?“

Sie lauschte athemlos, ihm willig ihre Hände überlassend. Doch Gott sei Dank, die Glocke wurde nicht mehr in Bewegung gesetzt, es war wohl nur irgend ein Bettler.

„Oh, lieber Gott, ich danke Dir,“ seufzte Maud erleichtert auf. „Doch jetzt müssen Sie augenblicklich gehen. Das war wie eine Warnung; ich bin ganz allein zu Hause, Sie dürfen nicht mehr länger hierbleiben. Die Ueberraschung hat mich ganz vergessen lassen, was passend ist, was nicht!“ —

„Und mein Märchen?“ flehte er.

„Das lassen Sie sich von jemand anders erzählen; es wird Ihnen nicht schwer werden dasselbe zu erfahren, denn mein Vater war in hiesiger Stadt als Professor angestellt, und ihn kennen viele Leute, doch Sie müssen fort und — es ist wohl eine Sünde, aber wir tragen sie ja gemeinsam, wir müssen beide lügen, Sie waren heute nicht hier und ich war den ganzen Nachmittag allein.“

Etwas wie ein schelmisches Lächeln, ein lang entbehrter Gast, huschte bei diesen Worten wie ein Sonnenstrahl um die rofigen Mädchenlippen. Dann legte sie den Finger an den Mund und flüsterte langsam: „Wir haben nun ein Geheimniß, bewahren Sie es treu und rein —“.

„Gehen Sie,“ ergänzte er ihren Gedankengang. „Nun wohl, ich gehe, aber ich komme wieder und werde trotz der bösen Stiefmutter Aschenbrödel zu finden wissen.“

Er küßte leidenschaftlich ihre Hände und — sie war allein. Allein, war sie's denn wirklich? — Und draußen war es denn der Herbst, der seine gelben Blätter schüttelte? — Nein, Frühling war's, die Knospen schwellen und ein Heer von Nachtigallen jubelte durch die wonnige, weiche Luft.

Am Thore aber lungerte ein Bettelkind, alle Thüren waren ihm verschlossen geblieben. Es war ja Sonntag und niemand zu Hause. Huh, wie der Wind die wellen Zweige rüttelte, das Kind aber dachte an Mutters kalte Stube und an die sehnsuchtsvollen Blicke der armen Kranken, der es keinen Trost bringen konnte, nicht einmal eine Rinde trockenen Brotes.

„Da, mein Kleiner,“ drang es plötzlich an des Kindes Ohr, und in die mageren Händchen glitt ein großes silbernes Geldstück.

Das Kind stieß einen Ruf der Freude aus, dann betrachtete es das ihm unbekannte Geld. „Gott vergelt es Ihnen.“

„Gott hat schon vergolten,“ dachte Ernst von Bröl, indem er mit strahlenden Augen heimwärts schritt und seltsam, ihm ging es genau so wie dem jungen Mädchen, das er soeben verlassen, auch für ihn hatte sich die Welt gewandelt. Der Denz lachte um ihn mit tausend süßen Stimmen, was Wunder auch? — Er trug ja den Himmel in seiner Brust.

* * *

„Ich versichere Dir, es wäre jammerschade, wollte man das Mädchen seinem Berufe entziehen und dieser ist unbestritten der einer Sängerin. Die Stimme ist geradezu entzückend, ich bin mit Freuden bereit, die vollen Kosten ihrer Ausbildung zu tragen; ja, ich sehe das als eine Gewissenssache an, ein derartiges Talent zu fördern und einer armen Waise dadurch eine glückliche Zukunft zu sichern.“

Tante Marie warf nach dieser Rede ihrer Freundin einen seltsamen Blick auf diese, doch erwiderte sie nichts, nur ihre Gedanken stellten sich selbst in ihrer Jugendzeit dem Schicksal ihrer Nichte Ilse gegenüber. Das alte Lied in neuer Auflage; auch hier der Frühlingsstraum einer ersten Liebe, den fremde spekulative Hände grausam zerpflückten.

Es hat nicht sollen sein und — warum?

Die zarten Hände des alten Fräuleins preßten sich krampfhaft in einander. Wie viele zuckende junge Menschenherzen stellten sich wohl alljährlich diese trostlose Frage, deren Antwort so verschieden lautet, doch in vielen, vielen Fällen nur mit einem kurzen Wort beantwortet ist. —

Mit einem Wort, das psychologisch aufgefaßt, nicht den geringsten Werth hat, doch physisch genommen die Achse ist, um die sich alles dreht — Geld. Oh, wie sie es haßte, das gelbe glänzende Metall, das meistens die Taschen jener füllt, deren Seelen leer sind, während jene, in deren Herzen Edelsteine schlummern, unbeachtet, ja fast verachtet von der Welt dahinleben. —

Frau Emma Weber meinte es ja gut, sie wollte einem armen jungen Mädchen den Weg zum Glück ebnen, nur schlug sie dabei die Straße ein, wo ihr eigener Vortheil am besten wegkam, denn Frau Weber war nicht blind, ihre Augen waren geschärft durch eigene schmerzliche Erfahrung. Auch sie hatte in ihrer Jugend ihr Herz geopfert, um nach dem Golde zu greifen. Trotzdem ihre Eltern reich waren, verwarfen sie den armen Freier. Geld, Geld, je mehr, desto besser. Nun saß sie mitten im Golde und jeder Bissen schmeckte bitter und es fror sie trotz aller Wärme ihrer herrlich eingerichteten Zimmer. Ihr fehlte der Sonnenstrahl der Liebe. — Der Gatte aber, der das gleiche Opfer gebracht hatte, ging auch fröstelnd durch die Welt, beide hatten ihr eigenes Herz und das des Geliebten geopfert, und darum meinten sie, auch der eigene Sohn müßte die gleichen Wege gehen, durch Gold nach Gold, und darum sollte Ilse an die Bühne.

Aus den Augen, aus dem Sinn, das Sprichwort bewährt sich ja so oft, warum sollte es hier versagen?

„Ja, Ilse hat eine selten schöne Stimme,“ sagte Frau Weber. „Ich werde mich glücklich schätzen, diese Perle entdeckt zu haben, wenn sie einmal als berühmte Sängerin die Welt bezaubern wird. Auch mein Mann ist der gleichen Ansicht, heutzutage muß ein armes junges Mädchen sich selbst im Leben eine Position schaffen, denn arme Mädchen werden wohl geliebt, aber nicht geheiratet.“

„Du hast Recht, liebe Emma,“ entgegnete Tante Marie schmerzlich, „und damit der gerechte Ausgleich nicht fehlt, so werden wieder die reichen Mädchen geheiratet, aber nicht geliebt.“

Unwillig blickte Frau Weber auf. War das eine Anspielung auf sie selbst? Hatte dieses gutmüthige, harmlose Geschöpf wirklich einen Stachel auf der Zunge, den sie in all' den vielen Jahren gegenseitigen freundschaftlichen Umganges nicht bemerkt hatte? Frau Weber war eine Dame von Welt, bis an den Hals hinauf zugeknöpft, wenn es sich um ihre familiären oder gar ehelichen Verhältnisse handelte. Wie sollte jemand dazu kommen, daran zu zweifeln, daß sie von ihrem Gatten geliebt und aus Liebe geheiratet wurde? — Spielten sie doch beide eine so musterhafte Komödie, wie es da drinnen aussah, — sie legte unwillkürlich die von Brillanten funkelnde Hand auf das Herz, das war lediglich ihre Sache.

Und ihre Sache war es auch, daß das zuckende Herz jetzt in schmerzlichem Echo die Worte wiederholte: „So werden wieder die reichen Mädchen geheiratet, aber — nicht geliebt.“ —

Tante Marie aber war weit entfernt, ihre Freundin tranken zu wollen, denn sie glaubte an das reine Glück von deren Ehe. Daß Emma, die geliebte Jugendfreundin, den Mann ihrer ersten und einzigen Liebe geheiratet hatte, war ein Geheimniß zwischen ihr und diesem, eine sonnige Episode aus der längst verblühten Jugendzeit.

Ein Männerherz ist wandelbar. Die schöne, glänzende Freundin hatte damals ihr Bild ausgelöscht, so schmerzlich es war, so sehr auch ihr ganzes Leben dadurch vernichtet wurde, davon war Tante Marie fest überzeugt, und als das Schicksal sie später in der gleichen Stadt mit dem ungetreuen Jugendgeliebten und dessen nichts ahnender Frau, ihrer besten Freundin, zusammenführte, da trat sie dem Erblichenden, Schuldbewußten, mit dem verzeihenden Lächeln eines Engels entgegen und — freute sich, den Gatten ihrer besten Freundin — kennen zu lernen.

So hatte sie selbst die Schranke gezogen und die Vergangenheit begraben.

Und als dies alles vor ihrem geistigen Auge aufstieg, da sah sie ein, daß es wohl am besten war, man gab Ilse nach dem Ausspruch Frau Webers eine Position im Leben, denn die Liebe des jungen Studenten, der sich zu seinem Examen vorbereitete, konnte sich ja auch einer anderen zuwenden. Arme Ilse, die Eltern würden ja niemals ihre Einwilligung geben und wenn selbst, das Herz des jungen Mannes konnte sich wenden, ihr sonniger Liebling verschmährt verwelken, wie sie selbst im Altjungferstübchen. —

„Ja, ja, Du hast Recht,“ sprach sie unvermittelt aus ihren Gedanken heraus. „Ein Talent ist eine Gabe Gottes, und wer dasselbe gering schätzt, der versündigt sich an Gottes Gnade.“

„Das freut mich aufrichtig, liebe Marie, daß Du das einsehst. Ich reise nächste Woche nach München, da will ich das liebe Kind mit mir nehmen, ich kenne dort eine ganz ausgezeichnete Gesangsmeisterin, die die jungen Mädchen, welche sie ausbildet, bei sich in Pension hat. Ilse ist dann unter dem Schutz einer geachteten Dame, vor jeder Gefahr beschützt und behütet, Du aber —“

„Ich,“ unterbrach sie Tante Marie schmerzlich, „ich zähle gar nicht, es giebt Menschen, die stets nur Stufen sind, wohl mag Ilse ihr Glück finden, wenn sie über mich hinwegschreitet.“

„Ach,“ lachte Frau Weber auf, „schwärmerische Seele, wer wird so etwas so tragisch auffassen; in längstens zwei Jahren ist

unsere Kleine ausgebildet und dann fliegst Du mit ihr in die Welt und freust Dich der Triumphe Deines Liebings."

Frau Weber war eine zielbewusste, praktische Frau. Sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, ihren Sohn von Ilse zu trennen, dessen schwärmerische Liebe ihr nicht entgangen war, und sie führte ihren Plan auch durch.

Ilse weinte; sie wollte von der Bühne und der Trennung von Tante nichts wissen. Frau Weber meinte „Thränen versiegen“, was aber nicht zusammen kommen soll, das muß getrennt werden, so lange es noch Zeit ist. — War es aber noch Zeit? — Jedenfalls hatte Frau Emma Weber die Abreise Ilse's ganz richtig arrangirt, ohne daß ihr Sohn, der an die Universität zurückgekehrt war, etwas von der plötzlichen Veränderung in dem Leben des jungen Mädchens ahnen konnte. Als er es viele Monate später durch seine Mutter selbst erfuhr, geschah es in einer Weise, die den heißblütigen jungen Menschen empören mußte.

„Was wollte ich machen,“ meinte Frau Weber. „Die Kleine flehte mich unter heißen Thränen an, ihr die Mittel zu ihrer Ausbildung für die Bühne zu gewähren. — Marie ist auch ganz Feuer und Flamme. Mein Gott, die vornehmen Partien, welche heutzutage Damen vom Theater machen, verrücken eben so manchem den Kopf. Marie hofft auf irgend einen Prinzen für ihr Herzblatt und die Kleine sagt auch, äußerst vernünftig allerdings für ihre Jahre — „ein Graf muß es zum mindesten sein, sonst bleibe ich ledig.“ —

„Das, das sagte Ilse?“ stammelte der Student, dem es plötzlich war, als hätte jemand das Heiligste in seiner Brust beslekt.

„Gewiß,“ lacht Frau Weber, „und als sie abreiste, da rief sie mir noch über die Schulter zu: Wichtig, auf Ihren Herrn Sohn hätte ich vor lauter Entzücken über mein großes Glück vergessen, grüßen Sie Herrn Albin, und wenn er sich einmal verliebt, soll er mir ja eine Urzeige senden, ich wenigstens werde es im gleichen Falle ganz bestimmt thun! Ja, Ilse ist eine sehr oberflächliche Natur und Marie geht ganz auf in den Hoffnungen auf dieses Mädchen, hat sie doch ihren Haushalt aufgelöst, die Schule aufgegeben, um bei ihr sein zu können. Nun, wir wollen uns freuen, wenn die Kleine es zu etwas bringt. Auch wird es mir auf diese Weise möglich, etwas für Marie selbst zu thun, die sich bisher immer geweigert hat, etwas von mir anzunehmen. Es giebt eben in jedes Menschen Leben einen Punkt, über den er nicht hinaus kann und das ist bei diesem alten Mädchen die Liebe zu dem verwaiseten Kinde ihres Bruders. „Sie ist mein Sonnenschein, ohne den ich eben nicht mehr leben kann,“ sagte sie und somit sind beide unserem Gesichtskreise entschwunden.“

Albin erwiderte nichts mehr, er wandte sich ab und verließ das Zimmer.

„Armer Junge,“ dachte Frau Weber, „nun begräbt er seine erste Liebe in seiner ersten Täuschung. Fast schäme ich mich der Lügen, die ich vorbringen mußte, aber der Zweck heiligt die Mittel. Albin muß ein reiches Mädchen heiraten, er ist im Luxus aufgewachsen und hat verschwenderische Gewohnheiten. Diese Jugendentändelei mußte abgebrochen werden, sollte er nicht einen dummen Streich machen.“

Albin aber fiel es keinen Augenblick ein, daß seine zärtlich geliebte Mutter etwas anderes als die Wahrheit gesprochen hätte, umso mehr er selbst es war, der gegen Ilse oft davon gesprochen, welch' köstlicher Schatz in ihrer Kehle verborgen war.

Daß er sie geliebt mit der ganzen schwärmerischen Hingebung eines feurigen Jünglings, davon hatte sie am Ende gar keine Ahnung, denn seine Lippen wagten es ja niemals zu gestehen, was die Blicke nur zu deutlich verriethen. Das Examen war glänzend bestanden, der Dokortitel errungen, aber die süßen Lippen, die ihn mit diesem selbsterworbenen Ehrennamen begrüßen sollten, öffneten sich jetzt in einer fernen Residenzstadt zu perlenden Läufers und Trillern.

„Ein Graf mußte es zum mindesten sein.“

Er lachte bitter auf, und solch' ein Mädchen war sein Ideal gewesen. Er schlug sich zornig vor die Stirne.

„Oh, ich war ein dummer Junge!“ —

* * *

Die in dem dritten Stock einer belebten Straße gelegene Wohnung der berühmten Gesangsmeisterin Frau Professor Nelson glich einem ewig summenden Käfig voll zwitschernder Vöglein. Eine Gesangsstunde reihte sich an die andere, und der schon etwas altersschwache Flügel fand nur während der Mahlzeiten seine wohlverdiente Ruhe.

Tante Marie und Ilse hatten in der Vorstadt eine bescheidene Wohnung von zwei Zimmern mit Küche gemietet. Das alte Fräulein besorgte mit Hülfe Ilse's den kleinen Haushalt, und außerdem hatte Tante Marie, die sehr geschickt in dem Anfertigen von künstlichen Blumen war, diese Kunst wieder aufgenommen und arbeitete für ein Geschäft Kränze und Sträuße, sodas sie sich ihren Lebensunterhalt verdiente und von Emma Weber nur das Honorar für den Gesangsunterricht der Nichte entgegennahm.

Im grunde waren beide, Tante und Nichte, auf einen Weg gedrängt worden, den sie aus Neigung niemals eingeschlagen hätten, aber die Klugheit machte beide fügsam. Ilse war blutarm und Tante Marie hatte nichts als ihre Schule, die Aussichten für die Zukunft waren sehr unbedeutend. Wie ganz anders konnte sich aber alles gestalten, wenn Ilse eine große Sängerin wurde, was bei ihrer sich stets herrlicher entwickelnden Stimme thatsächlich zu erwarten war.

Ihren Jugendtraum hatte Ilse freilich opfern müssen, denn sie waren jetzt schon bald ein Jahr in der Residenz, ohne daß sie eine Zeile von dem jungen Mann erhalten hätte, an den sie trotz dem dachte Tag und Nacht. — Es war merkwürdig, wie beide, ohne daß ein Uebereinkommen darüber ausgesprochen worden wäre, den Namen des jungen Studenten vermieden.

Ilse ahnte, warum Frau Weber aus ihr absolut eine Sängerin machen wollte, und Tante Marie wußte es genau. Dieser Gedanke war die unsichtbare Scheidewand, hinter welcher das Bild des jungen Studenten verschwand für immer. Doch was die Lippen sich auszusprechen scheuten, das baute sich erst recht einen Tempel in dem unentweiheten Herzen. Das kleine goldene Medaillon mit den Bildern der Eltern, es verschloß einige welle Vergißmeinnicht. Wie oft blickten die thränenden Augen Ilse's auf die lieblichen Blumen. Wie glücklich war sie damals gewesen, als Albin, von einem Ausflug mit seinen Eltern heimkehrend, im raschen Vorübergehen nur das Zimmer betrat, indem sie gerade ganz allein weilte.

„Ilse,“ sagte er damals, „süße, kleine Ilse, als Beweis, daß ich Ihrer gedacht habe, nehmen Sie das für Sie gepflückte Sträußchen. Beherzigen Sie die Worte, welche diese kleinen Blumen sprechen. „Vergißmeinnicht!“ — Da hatte er ihre Hand ergriffen, sie leise an seine Rippen gezogen und dann hatte er weiter gesprochen und seine Stimme hatte vor innerer Bewegung gezittert, und es war ihr, als hörte sie seine Rede tief, tief im sehnenenden Herzen. — „Ilse, wenn ich wiederkomme, dann, ach, darf ich Ihnen dann andere Blumen bringen, Blumen, die ein Mädchen nur ein einziges mal im Leben trägt, wissen Sie wohl, was das für Blumen sind?“ Ach, ob sie es wußte? — Damals war Tante Marie in das Zimmer getreten und das war gut, denn noch heute glühten ihre Wangen, dachte sie jener süßen, weihewollen Stunde.

„Oh, Albin, Albin,“ schluchzte sie, „und dennoch hast Du mich vergessen, aufgegeben? Was hilft es, daß ich Arme die Worte der blauen Blumen beherzige. Du fragst nicht mehr nach mir und Deine Myrthe wirst Du einer anderen geben.“ —

Ilse hatte freilich keine Ahnung von dem diplomatischen Schachzug, welchen Frau Emma Weber so geschickt in Szene gesetzt hatte, um die Herzen der jungen Leute zu trennen. Verletzter Stolz ist ein Felsen, auf welchen man bei der Mehrzahl edler Naturen

sicher bauen darf. So kam es auch bei Ilse und Albin. Sie grollten sich beide, und in dem Gefühl des Unrechts, das eines dem andern angethan zu haben glaubte, war jedes zu stolz, einen Schritt der Aufklärung nur zu versuchen.

Zum Glück nahm das schwere Studium das junge Mädchen so in Anspruch, daß es wenig Zeit fand, seinen trüben Gedanken nachzuhängen; auch besuchte Ilse täglich mit den anderen Schülerinnen die Hofoper, um an den vollendeten Leistungen der königlichen Opernsänger die eigene Fähigkeit zu messen und den Idealen nachzustreben, welche das glänzende Ziel der Kunstnovize bereits erreicht hatten.

Viele sind berufen und wenige auserwählt!

Zu welchen mochte Ilse gehören? Sie übte gewissenhaft.

Eines Tages war Ilse soeben aus der Gesangsstunde nach Hause gekommen und fand Tante Marie in Thränen aufgelöst über einen schwarzgeränderten Brief gebeugt. Da das harmonische Gemüth des alten Fräuleins sich selten zu solchen Gefühlserregungen herbeiließ, so war Ilse unendlich bestürzt.

„Tantchen,“ rief sie, „was ist denn geschehen, warum weinst Du?“

Tante Marie reichte ihr schluchzend den Brief hin. „Dies und lerne mich kennen,“ stammelte sie bebend.

Der Brief war von Frau Emma Weber und lautete folgendermaßen:

Meine liebe, liebe theure Freundin!

Erschüttert in tiefster Seele theile ich Dir den plötzlichen, ganz unerwartet schnellen Tod meines armen Gatten mit. Eine heftige Erkältung, die er sich bei einem Jagdausflug zugezogen, machte seinem Leben jäh ein Ende. In seiner letzten Stunde aber machte er mir eine Enthüllung, die mich mit tiefster Wehmuth erfüllt hat. Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, raubte ich durch den Besitz meines Gatten meiner geliebten einzigen Jugendfreundin das Glück ihres ganzen Lebens. „Ich habe Dich geachtet und Dir aufrichtige Freundschaft geweiht,“ sagte er zu mir, „aber die erste und wahre Liebe meines Herzens gehörte einer anderen, Deiner Freundin Marie! An der Schwelle des Grabes schwöre ich, daß diese Empfindung rein war und ich dieselbe so mit hinübernehme in das dunkle Jenseits. Bringe Marie meine stehende Bitte um Verzeihung, denn ich hatte mich mit ihr verlobt und war schwach genug, dem Drängen meiner Eltern nachzugeben und ihrem Wunsche, durch eine reiche Heirat das Vermögen der Familie noch zu vergrößern, das Lebensglück eines armen, auf mein Wort bauenden Mädchens zu opfern. Ich würde Dir, theure Emma, nicht so rückhaltlos dieses Geständniß machen, wenn ich nicht wüßte, daß auch Du Deine erste wahre Liebe auf dem nimmerfattten Altar des Mammons hingeopfert hast. Die edle Entfagung, mit der Marie, ohne ein Wort des Vorwurfs gegen mich, mir später, als ein Zufall uns in der gleichen kleinen Stadt zusammenbrachte, entgegentrat, ohne jemals mit einem Hauch an einer schuldbewußten Vergangenheit zu rühren, zeigte mir erst recht, welch' einen Schatz ich verloren hatte. Doch noch ein Grund ist es, der mich veranlaßt, diese Beichte abzulegen.“ — Was mein Gatte hier mir mittheilt, es bezieht sich nicht mehr auf Dich, Du beste, edelste der Frauen, und treueste der Freundinnen, denn Du, meine liebe Marie, hast es über Dich vermocht, der Räuberin Deines Glückes ungeschmälert die Jugendfreundschaft zu bewahren; das war eine Lehre für mich selbst, die, so Gott giebt, noch ihre Früchte tragen wird. — Sein letztes Wort war nochmals seine Bitte um Deine Vergebung und der Auftrag an mich, Dich seiner unveränderten innigen Liebe zu versichern. „Im Angesicht des Todes fällt der Lügenmantel, womit wir unsere Konvenienzehe der Welt gegenüber bedeckt hatten. Gott segne Dich, Emma, Du warst mir ein pflichtgetreues Weib, aber Deine Liebe gehörte mir ebenso wenig als Dir die meine!“ — Dies waren seine letzten Worte. Mit dem Seufzer: „Marie, ich harre Dein!“ schloß er für ewig seine Augen.

„O Tantchen, mein süßes, süßes Tantchen! Darum bleibst Du allein und verschloßest all' das Weh muthig in Dein armes Herz. Oh, dieses schreckliche Geld, ich hasse es aus tiefster Seele.“

Leidenschaftlich sank das junge Mädchen zu den Füßen des alten Fräuleins nieder. „Oh, Tante, — sieh' auch ich —“. Doch Ilse schwieg plötzlich, indem ein tiefes Noth ihr feines Gesichtchen, daß sie in dem Schoß der mütterlichen Freundin barg, überflutete.

Allein Tante Marie achtete nicht auf ihre Worte. Das erste mal seit langer Zeit gab sie sich voll und ganz der eigenen Persönlichkeit hin. Ihr war es, als hätte ihr der Himmel ein nie geahntes Glück geschenkt: er hatte sie geliebt, dennoch geliebt, er, den sie treulos geglaubt. Er hatte das Opfer ihres Herzens voll und ganz begriffen, der so oft durchbrechende warme Strahl seelischer Hingabe seines sie suchenden Blickes war nicht, wie sie sich eingeredet, Einbildung, es war der Ausdruck seines inneren Empfindens gewesen. —

„Oh, Albin, Albin,“ schluchzte das alte Mädchen, das tapfer den Kampf um die Existenz gekämpft, ehe sie eine der Parthieen eingegangen wäre, welche sie zu einem Treubruch an ihrer Jugendliebe veranlaßt hätten, „jetzt gehörst Du wieder mir, die irdische Schranke ist gefallen, Dein Herz war ja mein geblieben, Deine Ehe ist ausgelöscht vor Gott, wie Deine Sünde gegen mich. Oh, Vater im Himmel, ich danke Dir.“

„Aber sage, Tantchen,“ flüsterte Ilse nach einer Pause, in der beide still vor sich hin geweint hatten, „sie waren doch beide schon so reich und dennoch trachteten sie noch nach Geld, ist denn das möglich?“

„Nicht sie selbst, mein Kind, es war die Macht der angeborenen Verhältnisse, der anerzogenen Vorurtheile und die Ueberredung, der Wunsch ihrer Eltern. Es giebt Menschen, die im Golde wühlen und dennoch gierig immer noch nach mehr trachten, doch jetzt darf ich auch sein Bild wieder heraushängen über den Nähtisch, das war in der schönen Jugendzeit immer sein Platz. Du hast Dich oft gewundert, warum ich immer einen Nagel über dem Tischchen in die Wand schlage und nichts daran hänge. Schau, mein Kind.“ Sie öffnete mit vor Erregung zitternden Händen ein Fach ihres Schreibtisches und entnahm diesem das Bild eines jungen Mannes in der ersten Blüte der Jugend mit Studentenkäppi und dreifarbigem Band. „Im Geiste habe ich es immer hier hängen gesehen,“ flüsterte sie zärtlich, „jetzt aber darf es in Wirklichkeit seinen Ehrenplatz wieder einnehmen, denn Emma weiß jetzt alles und wird mir dieses Glück gönnen.“

„Dieses Bild,“ rief Ilse mit flammenden Wangen aus, „das — das ist ja Albin, mein, mein Albin.“

Diesmal hatte Tante Marie den verrätherischen Ausruf gehört. Voll tiefer Zärtlichkeit schloß sie das verwirrte Mädchen, das so jäh ihr Geheimniß ausgeplaudert, in die Arme.

„Nein, mein Herz, das ist mein Albin, dem sein Sohn allerdings jetzt in dem gleichen Alter zum Verwechseln gleicht. Solltest Du jenen meinen, mein Fischen?“

Das junge Mädchen versteckte sein Köpfchen an der Brust der geliebten alten Freundin.

„Oh, mein Liebling,“ entgegnete die alte Dame, „solche Kämpfe bleiben selten einem Menschenkinde erspart. Soll mein Schicksal auch das Deine werden, so lerne aus ihm das Leben ertragen auch ohne Herzensglück. Hast Du doch Deine Kunst, ich hatte nichts als die Nothwendigkeit, mühsam mein Stückchen Brot zu verdienen.“

„Oh, wer frei sein könnte, wie Du,“ rief Ilse leidenschaftlich. „Lehr' es mich, oh, lehr' es mich, Tante.“

„Das ist nicht schwer, man muß es eben versuchen, ohne Klagen sich in Gottes heiligen Willen fügen, denn Klagen lassen keine Wunden sich schließen. Versuche es, all' Dein Leid dem Höchsten anheimzugeben und dann — Du mein Sonnenkind und ich arme Schattenpflanze,“ fuhr sie mit einem Versuch, unter Thränen zu scherzen, fort, „Albin war meine wahre einzige Liebe, Du aber

schwärmst nur ein bißchen. Das ist Mairegen, mein Liebling, nach diesen Thränen erblüht Du erst recht zur duftenden Gartenrose.“ —

Ob es wirklich nur Mairegen war, der jetzt in gewaltigen Strömen aus den schönen Augen Ihes hervorschloß? —

Tante Marie sagte wohl nichts mehr; aber indem sie das junge Mädchen an ihrem Herzen das so lange zurückgehaltene Weh um den heimlich Geliebten ausweinen ließ, sogon sich auch ihre thränenumschleierten Augen an dem Bilde ihres Jugendgeliebten fest, als wollten sie den verklärten Geist beschwören, hier doch helfend einzugreifen gegen den niederen Dämon des Goldes, der auch hier wieder zerstören wollte und auseinanderreißen, was für einander geschaffen war!

* * *

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen,“ meinte Paula. „Es war so wunderschön, wo waren Sie denn?“

Ernst von Brök, der am Familientisch des Lehrers diesem und dessen Tochter Paula gegenüber saß, machte sich mit seiner Zigarre zu schaffen, dann entgegnete er leicht hin: „Ich war eingeladen bei einem Universitätsprofessor und dort erfuhr ich eine mich überraschende Neuigkeit: in Ihrem Hause lebt ja die Tochter des verstorbenen Professors Erbt, eine Verwandte von Ihnen, wie man mir gesagt hat. Kann denn das sein, ich hatte doch noch niemals die Ehre, Ihr Fräulein Nichte zu sehen.“

„So? Haben Sie Maud noch nicht getroffen?“ meinte der Lehrer. „Nun, jedenfalls ist das Mädchen des Abends müde und zieht es vor, schlafen zu gehen; sie ist eine etwas menschencheue Natur, will sie doch auch niemals an unseren Spaziergängen theilnehmen, wie mir meine Frau sagt, denn ich kümmerge mich um die gesellschaftlichen Angelegenheiten des Hauses nicht, aber sie soll nun auch einmal herkommen. Geh' Du hinaus, Paula, Dir schadet es auch nichts, wenn Du Dich etwas nützlich machst und sage Maud soll hereinkommen.“

„Aber Papa —“

Paula hatte Mühe, ihre Entrüstung zu bekämpfen. Der stets in seinem Berufe steckende Vater hatte natürlich keine Ahnung, daß man Maud gewaltsam dem Familienkreise fern hielt.

Die Stimme des Vaters hatte jenen Klang angenommen, wo in der Schule die Note Vier beginnt. Paula hatte nur noch eine Hoffnung, ihren Verehrer, — allein seltsam, was dem heute seine Zigarre zu schaffen machte, wollte sie denn absolut nicht brennen?

„Nun?“

Des Vaters Stimme näherte sich schon etwas dem langsam heranziehenden Donner.

„Ja, ich gehe schon.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Warum?

Eine kleine Geschichte mit tiefem Sinn von Otto Grund.

Eva Bornemann ist die einzige Tochter des reichsten Kaufmannes, ja überhaupt des reichsten Mannes in Wellstadt, über dessen Hausthor es mit großen goldenen Lettern prangt: „Johann Peter Cornelius Bornemann, Tuchverwandhaus en gros.“

Der reiche Kaufmann, aus sehr ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hieß früher schlichtweg Johann Bornemann. Die Namen Peter Cornelius standen nur auf seinem Tauffchein und waren ihm von seinem Vater, der als armer Maler gelebt hatte und gestorben war, gegeben worden. Der Vater selbst hatte in seiner Jugend davon geträumt, ein großer Künstler zu werden, hatte es aber nur zu einem ganz bescheidenen Stubenmaler gebracht; seinem Sohne gab er die stolzen Namen in der Hoffnung, daß

derselbe einst das dem Vater Versagte erreichen würde. Aber der Sohn hatte noch weniger Talent zum Malen, dafür jedoch ein anderes: er war im Rechnen schon sämtlichen Mitschülern voraus. Zu rechnen verstand Johann wie keiner, und seiner Neigung folgend, wurde er Kaufmann. Sonst war er ziemlich beschränkt und für Kunst und Wissenschaft hatte er gar kein Verständniß, — aber ein Kaufmann war er aus dem ff. Und er brachte es „zu etwas“, hatte „Glück“, indem die Tochter seines Prinzipals seine Frau wurde und ihm beim Tode desselben sogar das Geschäft zufiel. Er ließ ein neues Firmenschild mit seinem eigenen, aber vollen Namen „Johann Peter Cornelius Bornemann“ an dem alten Handelshause befestigen, in dem er sich so im Laufe der Jahre zum „gewichtigsten“ Bürger des Städtchens „heranbildete“. Auch ein städtisches Ehrenamt bekleidete er mit vieler Würde und spendete außerdem ansehnliche Summen zu wohlthätigen Zwecken, verlangte dafür aber seinen Namen nebst Angabe der geschenkten Gelder mit fetter Schrift gedruckt im „Wellstädter Intelligenzblatt“ und in den übrigen Zeitungen des Kreises zu lesen. Im Geheimen gab er nichts. Die Bürgerschaft von Wellstadt nannte ihn einen Ehrenmann, und er hatte diesen Titel redlich — wenn auch für seine Verhältnisse immer noch sehr billig — bezahlt und führte ihn deshalb wie viele andere mit vollem Rechte. In nächster Zeit hoffte er auch den Kommerzienrathstitel zu erlangen, ein Wunsch, der ihn schon viel Geld gekostet hatte. Denn er sagte ganz logisch: Warum soll ich nicht Kommerzienrath sein? Ich habe es ja dazu!

Seine Gattin war von demselben Geiste beseelt; sie war ja auch eine Kaufmannstochter und hatte ihren Mann geheiratet, weil die Rechnung eben stimmte und kein Schaden dabei vorauszu sehen war. Warum sollte sie also nicht zufrieden sein? Gemüthsbe-
wegungen liebte sie nicht, und das Heiraten aus Liebe gehörte für sie ins Reich der Fabel. Nur einen etwas lebhafteren Wunsch hatte sie noch, das war die „Kommerzienrätthin“.

Die „bessere Gesellschaft“ oder die „oberen Behntausend“ von Wellstadt gehörten fast durchweg dem Handelsstande an. Im Hause Bornemann verkehrten nur „Ebenbürtige“, das heißt Kaufleute und einige Beamte, die zu den Spitzen der Gesellschaft gezählt wurden.

In den übrigen Kaufhäusern herrschte dieselbe Atmosphäre wie bei Bornemanns. Sie waren alle wenig „ärmer“ als der zukünftige Kommerzienrath, die „Aermsten“ immer noch sehr wohlhabend. Die Angehörigen dieser Kreise verkehrten und heirateten untereinander, waren überhaupt wie eine große Familie. Die verschwindend kleine Zahl derjenigen, die es in ihrer Jugend einmal gewagt hatten, anders zu denken und etwas anderes werden zu wollen als Kaufmann, wurden unfehlbar geächtet und nur als tief Vereuende wieder in die Gesellschaft aufgenommen.

Nur einer einzigen Ausnahme seit undenklicher Zeit weiß sich der Chronist von Wellstadt zu erinnern, und die betraf den Bruder der zukünftigen Frau Kommerzienrätthin Bornemann, der schon als Knabe eine lebhaftige Neigung für die Wissenschaften offenbarte und deshalb von den Eltern immer als eine Art Mißgeburt betrachtet wurde. Man glaubte aber, der Junge würde mit den Jahren schon „vernünftig“ werden. Aber merkwürdigerweise war die „Vernunft“ bei dem 18 jährigen Jüngling noch nicht eingekehrt, und als derselbe nach der Absolvirung des Gymnasiums gar die Absicht aussprach, studiren zu wollen, fürchtete man ernstlich für seinen Gemüths-
zustand. Doch die Neigung des jungen Mannes zum Studiren war, ebenso wie sein Haß gegen den Kontorschmel, unbezwinglich geworden. Mit seinem mütterlichen Pflichttheil ausgerüstet verließ er die Vaterstadt, in die er nach Jahrzehnten erst zurückkehrte, aber nicht als der reuige Sohn, sondern als der neuernannte Direktor des Wellstädter Gymnasiums. Und weil er doch als solcher zu den ersten Standespersonen der Stadt gehörte, geschah das Wunderbare: Die Gesellschaft nahm ihn stillschweigend auf, wenn sie ihn auch stets als einen aus der Art Geschlagenen betrachtete.

Professor Rastner machte von der „Erlaubniß“, im Hause seines Schwagers, sowie überhaupt in der ersten Gesellschaft zu verkehren, wenig Gebrauch. Er war ein ernster stiller Mann geworden, der des Lebens Höhen und Tiefen kennen gelernt, und sich im Kampfe ums Leben zur wahren Gemüthsruhe durchgerungen hatte, die über das Hasten und Jagen der Welt nicht spöttisch, sondern mitleidig lächelt.

* * *

Das war so ungefähr die Atmosphäre, in der Eva Bornemann aufwuchs.

Selbstverständlich war sie bestimmt, dermaleinst das Haus eines Handelsbesitzenden mit nicht viel kleinerem, wenn möglich natürlich mit größerem Vermögen als das ihrige, als tugendhafte Hausfrau zu zieren, worauf man sich schon früh vorbereitete; das heißt, in Wellstadt soviel als möglich von allen Einflüssen fern hielt, die geeignet gewesen wären, den regelmäßigen Gang der Maschinerie zu unterbrechen oder gar in der Brust des jungen Mädchens Liebe und ähnliche Gefühle zu erwecken. Solche „Artikel“ galten in den Wellstädter Kaufmannshäusern keinen Pfifferling, sie brachten ja nichts ein. Lieben mochten sich die ärmeren und ärmsten Leute, die weiter nichts hatten; reiche Leute hatten das nicht nötig.

Natürlich gab es auch bei ihnen Jugendschwärmereien und romantische Ideen, — die Jugend bleibt in allen Gesellschaftsklassen doch immer die Jugend und hat jugendliche Gefühle. Aber wenn die Zeit kam, wo nach althergebrachtem Brauch geheiratet wurde, dann sah doch jeder nach derjenigen Ehehälfte, hinter der eine Zahl mit möglichst vielen Nullen stand. Je mehr Nullen auf beiden Seiten, desto fester gegründet schien der Hausstand.

Es giebt einen unscheinbaren Spruch, im Munde des Volkes entstanden; in Wellstadt war er jedem Kaufmann und noch vielen andern Geseh. Er heißt:

„Wer nichts erheiratet und nichts ererbt,
Der bleibt ein armes Duder bis er stirbt.“

* * *

Eva Bornemann wurde konfirmirt. Unter zahllosen anderen Geschenken bekam sie von ihren Eltern einen kostbaren, aber sehr prächtigen Brillantschmuck, den sie in der Kirche tragen sollte, damit vielleicht schon einer oder der andere der später in Betracht kommenden Herren aufmerksam werden möchte.

Die Eltern waren natürlich ebenfalls in der Kirche. Plötzlich erblickte Mama und wurde dann ganz roth vor Aerger.

Eva schritt gerade zum Altar. Sie trug weder Kette noch Armband, sondern nur das einfachste Stück des Schmuckes, eine kleine Broche. Sofort nach der Einsegnung wurde sie zur Rede gestellt.

„Wo hast Du denn Deinen Schmuck?“

„In der Tasche.“

„Aber Kind, warum trägst Du ihn nicht?“

„Mama, das viele Gold belästigt mich, ich mag lieber so gehen.“

„Du bist ein unverständiges, eigensinniges Kind!“ — — —

... Eva kam in die sogenannten Vackfischjahre, und es wurde ihr deshalb manches zu gute gehalten und erlaubt, was sonst in dem alten Handelshause streng verpönt war. Sie las sehr viel, und als der Onkel nach Wellstadt kam, unter dessen Leitung mit großer Auswahl. Zwischen ihr und dem Professor spannen sich überhaupt von Anfang an Fäden der lebhaftesten Sympathie. Sie besuchte ihn sehr oft, denn bei ihm konnte sie ihr Lesebedürfnis viel ausgiebiger befriedigen als zu Hause, wo die Bibliothek fast ausschließlich aus den neuesten Auflagen aller Legata für Kaufleute und anderer, den Handelsstand betreffender Bücher gebildet wurde. Außerdem war der Onkel ein Künstler auf der Geige, und sie konnte ihm stundenlang lauschen.

Einmal fragte sie ihn: „Weißt Du, Onkel, warum bist Du eigentlich nicht Kaufmann geworden, wie die andern alle?“

„Weil ich die trockenen Zahlen nicht leiden konnte und eine heiße Liebe zur Kunst, zur Wissenschaft, diesen höchsten Gütern der Menschheit, im Herzen trug.“

Gedankenvoll sagte das Mädchen: „Zu Hause spricht man ganz anders, das höchste Gut ist da der Reichtum. Aber ich glaube, Onkel, Du hast recht, und wenn ich ein Mann wäre, machte ich's wie Du. Ein Mann kann ja alles, was er will.“

„Um Gotteswillen, Kind, laß das niemand weiter hören! Solche Sprache ist hier vom Uebel, und wer sie führt, ist ein Peizer und wird ausgestoßen, wenn er sich nicht bekehrt. Und glaube ja nicht, daß ein Mann alles kann, was er will. Nicht umsonst heißt es: „Geld regiert die Welt.“ Wer Geld hat, kann alles und ist alles, selbst wenn er ein Erzdummkopf ist; wer arm ist, kann nichts und wenn er ein Solon an Weisheit wäre. Einem Manne stehen allerdings mehr Wege offen als einer Frau, aber was helfen ihm die Wege, wenn er keine Mittel hat, darauf vorwärts zu kommen? Alle inneren Kämpfe, und wenn sie noch so gewaltig und groß sind, kann er siegreich bestehen, aber gegen die äußerlichen Kleinigkeiten ist er völlig machtlos, denn das Geld ist nur zu bestegen durch das Geld. — Doch kümmerst Du Dich um solche Sachen nicht, und vor allen Dingen erzähle zu Hause nichts davon; man hält Dich sonst unfehlbar für wahnsinnig.“

Eva erzählte daheim nie etwas von den Gesprächen, die sie mit dem Professor führte; aber sie erwirkte von den Eltern die Erlaubniß, bei ihm Geigenunterricht zu nehmen.

Mama meinte zwar: „Du spielst ja schon Klavier, was willst Du denn noch mit mehr solchen unnützen Sachen?“ Aber Papa sagte: „Laß sie nur, es sind ja doch nur Kindereien, die nachher, wenn sie erst einmal eine rechtschaffene Kaufmannsfrau sein wird, von selbst aufhören.“

Und so blieb es denn dabei. Eva lernte Geige spielen; sie lernte schnell und leicht und musizierte auf der Violine bald mit Leidenschaft, so daß der Professor sich oft im Stillen sagte: Armes Kind! Wie wird Dir der Abschied von Deinen „Jugendthorheiten“, wie sie es nennen, schwer werden, wenn sie Dich später verheiraten wollen.“

* * *

Noch einige Jahre vergingen. Eva zählte achtzehn Lenze und war somit nach den heimischen Sitten und Gebräuchen heiratsfähig. In Wellstadt war das alles genau regulirt. Mit achtzehn Jahren begann für die Mädchen das heiratsfähige Alter. War ein reiches Mädchen mit neunzehn Jahren noch ledig oder wenigstens unverlobt, dann begann man schon, sich darüber zu wundern und nach Gründen zu suchen, — das Amt der Tanten und Basen; hatte sie mit zwanzig und einundzwanzig Jahren noch keinen Mann, dann schlug man die Hände über dem Kopfe zusammen; und ein zweiundzwanzig- oder dreiundzwanzigjähriges Mädchen aus den reichen Kaufmannskreisen wurde überhaupt aufgegeben. Sie rechnete nicht mehr mit und war eine „alte Jungfer“.

Die Töchter aus den reichsten Familien fanden natürlich am ehesten einen „Abnehmer“, der meistens schon von dem vorsichtigen Vater „ausgesucht“ und auf seinen „Werth“ hin genau untersucht war.

Für Eva bestimmte Papa Bornemann unter den vielen Bewerber den „schwersten“, Paul Sonenthal, für den sein Vater als Brautwerber auftrat. Er selbst weilte schon seit fünf Jahren im Auslande und beabsichtigte demnächst heimzukehren. Möchten die beiden Alten das Geschäft nur erst in aller Ruhe abschließen, dann war es noch Zeit genug für ihn. Daß Eva ihn nehmen würde, bezweifelte er keinen Augenblick; er hatte sie zwar als erwachsenes Mädchen noch gar nicht kennen gelernt, aber sie war ja die Tochter ihres Vaters und was hauptsächlich in Betracht kam: die Rechnung stimmte. Er war der einzige Sohn, sie die einzige Tochter; wenn die Alten todt wären, wurden die beiden Handelshäuser vereinigt u. s. w., die Aussichten konnten nicht besser sein.

Als man Paul Sonnenthal in Wellstadt wußte, wurde mit jeder Post in den Kaufhäusern die Anzeige seiner Verlobung mit Eva Bornemann erwartet. Die Thatsache war selbstverständlich und längst jedem bekannt, aber die Leute wollten so etwas nun einmal erst gedruckt vor Augen haben. Man regte sich förmlich auf, wenn die Anzeige mit der neuen Post noch nicht kam.

Plötzlich ging durch die interessirten Kreise wie ein Lauffeuer ein dunkles, wunderbares Gerücht, das die guten Wellstädter Bürger nicht fassen, nicht begreifen konnten: Eva Bornemann hat Paul Sonnenthal einen Korb gegeben! — „Das ist ja nicht möglich!“ hieß es allgemein. „Ist sie denn wahnsinnig?“

In allen Häusern sprach man davon, Tanten und Basen, Mütter und Töchter, überhaupt alle beschäftigten sich mit der großen Frage: Warum? — Die sehr einfache Antwort darauf fand niemand.

Das Gerücht sprach die Wahrheit. Eva hatte den reichen Freier, um den sie schon von sämtlichen Kaufmannstöchtern der Stadt beneidet wurde, ausgeschlagen. Natürlich herrschte darob auch in ihrem Hause gewaltige Erregung und das „Warum“ schallte ihr hier direkt entgegen.

Sie antwortete ganz natürlich: „Ich liebe ihn nicht, ich mag ihn nicht.“

„Dummes Zeug! Er ist doch ein tüchtiger Geschäftsmann!“
„Aber er schießt.“

Dagegen konnte selbst Papa Bornemann nichts einwenden, denn Paul Sonnenthals Augen standen thatsächlich eins dem andern zugewandt.

„Und ganz abgesehen davon, ich kann doch einen Mann nicht heiraten, den ich nicht liebe!“ Sie sagte das alles mit überzeugender Natürlichkeit, da sie sich um die übliche Art der Eheschließungen in Wellstadt nie gekümmert hatte und sie insolgedessen nicht kannte.

„Das Mädel hat zuviel Bücher gelesen und sich die dummen Geschichten in den Kopf gesetzt,“ sagte sich der Herr Kommerzienrath in spe; und schließlich war er auch zu stolz, um den Leuten seinen Unmuth über das verunglückte Heiratsprojekt zu zeigen. Er meinte: „Sie ist ja noch jung und bekommt zehn andere.“ —

Den Onkel fragte Eva: „Warum wollten sie alle, daß ich den Mann heirate, den ich doch nicht lieben kann?“

„Weil er Geld hat, Kind.“

„Aber warum soll denn mein zukünftiger Mann durchaus Geld haben, wir haben doch genug! Die Hauptsache ist doch, daß ich ihn liebe.“

„Das ist eben nicht die Hauptsache für jene Gesellschaft der verkümmerten Geldmenschen, zu denen leider auch Deine Eltern gehören; die Hauptsache ist dort das Geld, und wenn Du das noch nicht gelernt hast, dann gewöhne Dich nur bei Zeiten daran, Du wirst es noch gebrauchen müssen, sie werden Dich schon noch quälen. Das Gefühl oder das Verständniß für die Liebe ist all den trockenen Zahlenmenschen über der Sucht nach Vergrößerung ihrer Zahlenreihen abhanden gekommen.“

„Das ist sehr traurig, Onkel.“

„Aber leider wahr, mein Kind.“ —

Nach und nach beruhigten sich die Gemüther angesichts der nicht zu ändernden Thatsache. Aber diese Ruhe konnte wie überall nicht lange dauern, denn der Mund der Leute muß sich stets mit irgend welchen Angelegenheiten beschäftigen, vorzugsweise oder ausschließlich natürlich mit Fremden. Wer wird sich denn auch um seine eigenen Angelegenheiten kümmern! Das thun nur „ungebildete“ Leute.

Als man sich dareingefunden hatte, daß aus Eva Bornemann und Paul Sonnenthal wirklich kein Paar wurde, tauchte naturgemäß die bald allgemein werdende Frage auf: Wen wird sie denn nun nehmen? Einen Grafen oder Prinzen? Denn die Unbetheiligten glaubten, der erste Freier wäre ihr zu gering gewesen. Und

heiraten mußte sie doch irgend jemand! Jedig konnte doch ein so reiches Mädchen nicht bleiben.

Leider erwiesen sich alle Vermuthungen in dieser Beziehung (und es tauchten sehr viele auf) als völlig haltlos. Die Zeit verging. Evas Vater war Kommerzienrath geworden und verstieg sich bereits zu dem Wunsche, einst Johann Peter Cornelius von Bornemann zu heißen, und seine Tochter hatte noch keinen Mann, worüber sich die lieben Leute garnicht beruhigen konnten. —

Eva stand im einundzwanzigsten Jahre; sie war klug, schön und gebildet, dazu die reichste Partie in der Stadt. Schon mehrere wahrhaft „glänzende“ Heiratsanträge hatte sie abgewiesen, immer größer wurde die Unzufriedenheit um sie her, immer lauter die zu einem großen Afford anschwellende Frage: Warum? — Man verstand sie nicht, man hatte sie nie verstanden, und sie wurde ihrer Umgebung immer fremder. Wohl waren mehrere unter ihren Bewerbern wenn nicht außerordentliche, so doch ziemlich bedeutende Männer, Muster an geistiger und körperlicher Bildung, vollkommen in landläufigem Sinne. Aber sie schlug alle aus.

Von ihnen sprach Eva einst mit ihrem Onkel, der sie allein verstand, sie aber doch fragte: „Warum heiratest Du nicht einen von diesen, auf daß man endlich zufrieden ist?“

Eva sah ihm in die Augen und fast wie leiser Vorwurf klang es aus ihrer Gegenfrage: „Warum hast Du nie geheiratet, Onkel?“

Der Professor hatte verstanden. Er beugte sein Haupt und sagte leise: „Weil ich das wahre Glück nicht gefunden habe.“

„Ich wußte es, Onkel, und ich sage Dir, auch ich habe es noch nicht gefunden. Und Du kennst mich, Du weißt, daß ich nie heiraten werde, nur um zu heiraten. Du weißt, daß ich von der Ehe das große heilige Glück erwarte, das allein die Ehe wahrhaft abelt und segnet — Du weißt, daß ich die Liebe suche. Wohl sprechen mir die Männer von Liebe, und es ist ja möglich, daß einer oder der andere die Wahrheit sagt; aber das ist mir nicht genug: den Mann, dem ich einst angehöre, will auch ich lieben, und ich habe bisher keinen geliebt. Schon mehrere sonst vortreffliche Männer habe ich kennen gelernt, aber sie haben alle denselben Fehler; sie sagen mir ohne Ausnahme Schmeicheleien. Mache ich sie darauf aufmerksam, dann antworten sie, jede Schmeichelei sage nichts als die Wahrheit. Mag sein oder nicht sein, ich meine: wenn ein Mann wahrhaft liebt und das Weib seiner Liebe achtet, und er sieht etwas Schönes an ihr, dann schweigt er davon. Schmeichelhafte Worte, ob wahr oder unwahr, sind Phrasen und entweihen das Schöne.“

Die Augen des alten Mannes leuchteten auf und seine Stimme klang bewegt: „Du hast recht, Eva. Wahrlich, wenn ich einst solch ein Weib gefunden hätte, dann wären meine Haare nicht vorzeitig grau geworden. Jetzt kann ich nur wünschen: Möge Gott Dir einen solchen Mann in den Weg führen, in dem Du das wahre Glück findest.“ —

Und das Glück kam, sah und siegte. Eva lernte bei ihrem Onkel eines Tages den zufällig anwesenden neuen Oberlehrer des Wellstädter Gymnasiums, Dr. Hans Waldeck, kennen. Als sie diesem Manne gegenüber stand, als ihre Blicke in die seinen tauchten, da zog wohl durch beider Seelen die Gewißheit, daß die Fabel von dem Schicksal, das jedem Menschen in den Sternen geschrieben stehen soll, mehr als eine Fabel ist.

Eva hatte so oft spotten hören über das „Märchen von der Liebe auf den ersten Blick“; jetzt hatte sie dessen Wahrheit an sich selbst erfahren. Sie fühlte in ihrem Herzen das Glück, nach dem sie gesucht.

Wie die Dinge äußerlich lagen, standen ihr harte, vielleicht endlose Kämpfe bevor; aber wann wäre die Liebe ohne Leid und das Glück ohne Kampf gewesen? Eva wußte es, fühlte es, doch sie ging mit dem stolzen Bewußtsein einer Siegerin in den Kampf

Die einzelnen Phasen ihres Kampfes mit den Eltern haben mit unserer Geschichte nichts zu thun und können übergangen werden. Der Kommerzienrath wollte natürlich von einer Verbindung Evas mit dem „armen Schlucker“ nichts wissen und drohte mit Enterbung. —

Eva kam eines Tages zu ihrem Onkel: „Hans will sich nach B. versetzen lassen; ich folge ihm als sein Weib.“

„Gott sei mit Dir, Kind! Du hast das bessere Theil erwählt, Du gehst aus dem hohen, glänzenden aber für uns öden und kalten Hause des Goldes in das kleine, warme und trauliche Haus des Glückes; möge Dich das Glück nie verlassen!“

Eva war entschlossen, die goldenen Brücken hinter sich abzubauen. Gesehlich stand ihr nichts im Wege — sie war mündig — und menschlich? Nun, sie liebte den Mann, und das Weib soll Heimat, Eltern und Geschwister verlassen und dem Manne nachfolgen. Das ist so alt wie das Menschengeschlecht.

Die Trauung des jungen Paares wurde noch in Wellstadt vollzogen; nur die nothwendigsten Zeugen, darunter der Professor, waren anwesend — gleich darauf erfolgte die Abreise nach B. Natürlich rief dieses Ereigniß eine gewaltige Aufregung hervor und wieder klang aus dem Chaos des Hin- und Wiederredens die eine „große“ Frage: Warum: . . . Man begriff nicht.

Kurz vorher hatte Paul Sonnenthal die Tochter des Bankiers Martin geheiratet. Hinter ihr stand zwar eine Null weniger als hinter Eva Bornemann, aber es kam ja schließlich auf eine nicht an, es reichte doch noch. Käthe Martin war Evas Schulfreundin und hatte sich früher mit sehr romantischen Ideen getragen, war aber stets der Meinung, Glück ohne Geld sei ein Unding; man brauche den Mann, den man heirate, garnicht zu lieben, er sei ja nur die vor den Augen der Welt nothwendige Versorgung. Wenn man Geld habe, könne man sich das Glück auf eigene Faust suchen.

In B., in dem „Hause des Glückes“, das nach der Geburt eines reizenden Knaben zu einem Tempel der höchsten Erdenwonne geworden war, kam einst ein Brief für Eva an. Frau Käthe Sonnenthal schrieb ihr von getäuschten Erwartungen, von der Unzufriedenheit, in der sie mit dem „geistlosen Zahlenmenschen“ lebte, und schloß mit der Frage: „Warum bist Du so glücklich?“

Evas Antwort lautete:

„Arme Käthe!

Warum ich so glücklich bin? Weil ich meinen Mann liebe. Alles andere ist eitel ohne die Liebe.“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Magisches Quadrat.

A A E E G I I I
I K L L M R R R

Vorstehende Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. männlicher Vorname; 2. Musikstück; 3. Gebirgsstock in der Schweiz; 4. Bindemittel.

Zahlenpyramide.

2
2 4
2 3 4
3 4 2 1
6 3 4 2 1
1 2 3 4 5 6

Vokal.
Thier in Brasilien.
türkischer Name.
Erbsicht.
biblischer Prophet
industrielle Anlage.

Akrostichon.

Es sind acht Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein neues Hauptwort von der unter b ersichtlichen Bedeutung zu bilden. Die hinzugesetzten Buchstaben, also die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben im Zusammenhang den Namen eines europäischen Staates.

- | | |
|-------------------------|-------------------------|
| a. | b. |
| 1. Kartenbezeichnung | — Ausweis. |
| 2. Himmelkörper | — Kirchliches Fest. |
| 3. Nordische Gottheiten | — Schmuck der Flur. |
| 4. Rückstand | — Behälter. |
| 5. Getränk | — altgermanisches Volk. |
| 6. Insekt | — Nahrungsmittel. |
| 7. Männliche Bier | — Eintheilungsbegriff. |
| 8. Wichtiges Organ | — scharfe Flüssigkeit. |

Charade.

Erst kommt ein Fluß in fremdem Land,
Dann, was da streut des Bauern Hand.
Zum Schluß fügt noch ein Thier daran.
Das Ganze nennt Dir einen Mann,
Der viele Dinge fertigen kann.

Silbenversteckräthsel.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in folgenden Wörtern (ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung) versteckt sind.

Gallert, Knechte, Mordbrenner, Hoffnung, Glieder,
Knaben, Asien, Seehund, Kübel, Bein, Siegel.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
M. der Mittelhandspieler, läßt sich durch die Matadorereihe verleiten, a-Handspiel zu machen, an Stelle des unverlierbaren Großspiels.
a, b, c, dB, aA, 10, K; b7; cK; dA.



Im Skat siegen noch aD und a9, sodaß das Spiel gar mit 9 Matadoren geht. Gleichwohl wird es verloren, H hatte 5 Augen weniger in der Karte als V. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Tafeldiener.

Auflösung des Akrostichon.

- a. Ast, Horn, Arm, Reis, Stern, Eis, Rumpf, Nan, Sau.
b. Rast, Ahorn, Darm, Preis, Astern, Reis, Trumpf, Iran, Esau.
Radpartie.

Auflösung des Räthfels.

Stern — A stern.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von B. Bobrow.)

- W. Ke3, Dc1, La4, Se4, Ba2, e7, h5.
Schw. Kd5, Ta8, Lf3, Sa7, b1, Bb4, c4, e5, g7.
1. Dc1-f1; Ke3; — 2. Df5+. —
1., Sb5; 2. Dc4: +. —

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Boß, Anna Preiß, Charlotte Grundtmann, Willy u. Max Bernik, E. Mörschner, Paula Gappe, Meta Begach, Herbert Lobsenzer, Anna Preiß, Bromberg.